Max Weber

Reisebriefe 1877–1914

Herausgegeben von
Rita Aldenhoff-Hübinger
und Edith Hanke

Ausgewählte Briefe 1

Mohr Siebeck

Max Weber

Ausgewählte Briefe

I

Reisebriefe

Max Weber

Reisebriefe

1877–1914

Herausgegeben von

Rita Aldenhoff-Hübinger
und Edith Hanke

Mit einem Einleitungsessay von

Hinnerk Bruhns

Mohr Siebeck

Rita Aldenhoff-Hübinger ist Apl.-Professorin für Neuere und Neueste Geschichte an der Europa-Universität Viadrina, Frankfurt (Oder).

Edith Hanke ist Generalredaktorin der Max Weber-Gesamtausgabe, München.

Hinnerk Bruhns ist Historiker, Directeur de recherche émérite im Centre National de la Recherche Scientifique und Mitglied des Centre de recherches historiques (EHESS/CNRS), Paris.

ISBN 978-3-16-156491-8 / eISBN 978-3-16-157692-8
DOI 10.1628/978-3-16-157692-8

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind über *http://dnb.dnb.de* abrufbar.

© 2019 Mohr Siebeck Tübingen. www.mohrsiebeck.com

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für die Verbreitung, Vervielfältigung, Übersetzung und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Das Buch wurde von Gulde-Druck in Tübingen gesetzt und auf alterungsbeständiges Werkdruckpapier gedruckt und gebunden.

Den Umschlag entwarf Uli Gleis in Tübingen. Umschlagabbildung: Ausschnitt aus: Panoramakarte Genua an Marianne Weber vom 31.12.1902; Bayerische Staatsbibliothek München, Ana 446.C.

Printed in Germany.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort VII

Hinnerk Bruhns
„Er kann gar nicht genug Welt in sich schlingen“:
Max Weber auf Reisen IX

Reisebriefe

Erste Reisen 1877–1880 3

Hochzeitsreise 1893 21

Schottland und Irland 1895 29

Frankreich und Spanien 1897 57

Amerika 1904 95

Niederlande und Belgien 1903 und 1907 151

Südfrankreich, Italien, Ascona 1902–1914 173

Verzeichnisse und Register

Zur Briefausgabe 215
Drucknachweise 217
Abkürzungsverzeichnis 221
Abbildungsnachweise 225
Personenregister 227

Vorwort

Über 3.500 Briefe sind in elf Bänden der Max Weber-Gesamtausgabe zwischen 1990 und 2019 erschienen. Sie bilden als Ganzes ein kulturhistorisches Dokument eines Gelehrtenlebens mit all seinen Spannungen und Widersprüchen im untergehenden langen 19. Jahrhundert. Sie ergänzen und bereichern das Bild des Wissenschaftlers, das wir aus den Schriften, Reden und Vorlesungen kennen, ebenso wie das Bild seiner Zeit. Die Idee war naheliegend, einem größeren Leserkreis den Briefschreiber Max Weber bekannt zu machen. Zusammen mit dem Verlag Mohr Siebeck haben wir die, nach unserer Meinung, anschaulichsten und charakteristischsten Briefe Max Webers ausgewählt. Sie werden in zwei Bänden erscheinen, beginnend mit „Reisebriefen" und fortgeführt mit einer Auswahl an „Gelehrtenbriefen". Nicht an einem repräsentativen Querschnitt ist es uns gelegen, sondern daran, das Markante, das Weber-Typische, seinen „besonderten" Blick auf die ihn umgebende Welt zu zeigen. Ob uns das gelungen ist, kann nur der Leser beurteilen.

Für den ersten Band der Auswahl, für die „Reisebriefe", konnten wir Hinnerk Bruhns (Paris) für einen Einleitungsessay gewinnen. Stephanie Warnke-De Nobili vom Verlag Mohr Siebeck hat uns in der Planung bestärkt und unsere ersten Auswahlversuche begleitet. Ihre Nachfolgerin, Martina Kayser, hat die Ausführung betreut. Die Herstellung lag in den bewährten Händen von Susanne Mang, die sich sehr für die Gestaltung des Bandes engagiert hat. Der Verlagsleiter Henning Ziebritzki unterstützte die Idee von Anfang an. Ihnen allen sei sehr herzlich gedankt.

Frankfurt (Oder) und
München, im September 2019

Rita Aldenhoff-Hübinger
Edith Hanke

Hinnerk Bruhns

„*Er kann gar nicht genug Welt in sich schlingen*“: Max Weber auf Reisen*

Reisebriefe? Gewiss, aber auch Briefe und Karten *von* Reisen, von Wanderungen, von der Hochzeitsreise, von Erholungs- und Studienaufenthalten. Max Weber ein Reisender? Die Wissenschaft kennt den Weltreisenden, der souverän Zeit und Raum durchquert, vom antiken Rom über die mittelalterliche Stadt ins Neuengland der Puritaner, vom alten Ägypten über Indien bis nach China und Japan. Hier treffen wir nun auf den Zugreisenden, der dritte Klasse fährt, weil sie den Vorzug habe, „daß dort gelegentlich auch Leute hineinkommen, die den Mund aufthun“ (35), den Entdeckungsreisenden, den es zu Fuß, zu Pferd und mit der Kutsche, per Bahn und Schiff nach Schottland und Irland, durch Frankreich und Spanien treibt, der viele Monate in Italien verbringt, Amerika durchkreuzt. Hinreisen, hinsehen, fragen, zuhören, darstellen und berichten: das sind sechs Säulen der literarisch-wissenschaftlichen Gattung der Reisebriefe. Die siebente Säule in Max Webers Briefen ist die Freude am Wort, an der geschliffenen oder auch frechen Formulierung, die Lust, die Briefempfänger – in der Regel Verwandte – zu verblüffen, zu amüsieren oder auch zu schockieren. Schon die Briefe des Dreizehnjährigen, der seiner Mutter Landschaften und Erlebnisse auf den Wanderungen mit dem Vater und dem jüngeren Bruder Alfred schildert, mehr noch die des Sechzehnjährigen von seiner ersten Reise allein, nach Prag, gefallen durch ihren spielerisch anmutenden Umgang mit der Sprache.

Drei große Entdeckungsreisen Webers dokumentiert diese Briefauswahl: Schottland und Irland im Jahr 1895, Südfrankreich und

Nordspanien 1897, Amerika 1904. Nach der „nervösen Hast" der Hochzeitsreise, im September 1893, mitten im Prozess der Berufung auf den Lehrstuhl für Nationalökonomie an der Universität Freiburg, brachte die Reise nach Schottland ein „Gefühl von Entlastung nach jeder Hinsicht", wie es das junge Paar noch nie gekannt hatte (43). Noch überwiegen in den Briefen des nun 31jährigen Professors die Darstellungen von Reiseerlebnissen und plastische Landschaftsbeschreibungen – man reist noch ohne Fotoapparat! –, doch geht es nun auch immer schon darum, das Fremde und Neuartige zu verstehen, die Gründe seiner Anders- und Eigenartigkeit zu erklären. Das kann einzelne Phänomene betreffen wie etwa den auffallenden Kontrast zwischen schottischen Hotels und deutschen Gasthöfen, den der Beobachter historisch-soziologisch herleitet (37), oder, auf nahezu allen Reisen, die Eigenart der jeweiligen Agrarstrukturen, Webers großes Thema seit seiner Habilitation über römische Agrargeschichte und seiner Teilnahme an den Erhebungen des Vereins für Sozialpolitik über die soziale Lage der Landarbeiter in Deutschland. Der Reisende wird dann für einen Augenblick ganz Wissenschaftler, so wenn er in einem Brief an die Mutter seine seitenlangen Beobachtungen mit einer für seine späteren soziologischen Untersuchungen geradezu unvermeidlichen typischen Wendung einleitet: „Irland bildet einen merkwürdigen Gegensatz gegen England und Schottland", nur dass er dort nicht hinzugefügt hätte: „schon aus dem Fenster der Eisenbahn". Wenn Weber dann die Armut der „bodenlos zerlumpt gekleideten" Masse beschreibt und ungeheuer detailreich die „unglaublichen agrarischen Zustände" schildert, den schamlosen Pachtwucher der adligen „Raubritter", die nur „bis zum Eingang der Rente (zwei Mal jährlich) zur Jagd etc. auf einige Wochen in ihren wunderbaren Schlössern erscheinen, im Übrigen sie in England verzehren" (50–54), dann sind Stil und Sprache gar nicht so verschieden von manchen seiner wissenschaftlichen Schriften.

Die zweite große Reise, 1897, in den Südwesten Frankreichs und nach Spanien – Weber ist inzwischen Professor in Heidelberg – scheint weniger mit dem Wunsch der völligen Entlastung unternommen zu worden sein, denn als planvolle Exkursion in wirt-

schaftlich, sozial und religiös von Deutschland höchst verschiedene Regionen: Frankreich südlich der Loire, wo nicht das Land Annex der Städte mit ihrer Industrie, sondern die wenig belangreichen gewerblichen Städte Dependenzen des Landes seien und von dessen Kaufkraft leben. Lourdes, eine erste reale Konfrontation mit den psychischen Machtmitteln der katholischen Kirche, mit einer Massenerregung, die Weber den kalten Schweiß auf die Stirn treten und fragen lässt „und wie mag einem ‚Gläubigen' zu Muthe sein?" (71). Dann Bordeaux und seine Wein-Cultur, Betriebe, die als Luxusgegenstände, ähnlich den deutschen Rittergütern, nicht um ihrer Rentabilität willen von Millionären gehalten werden. Geplant hatte der Nationalökonom obendrein, sich eingehend über die „Wirkungen der Kunstwein-Gesetzgebung" zu erkundigen; doch ließ ihm das zu volle Programm nicht Zeit genug dazu. Durch die *Landes*, deren Besiedlung ihm als „innere Colonisation" erscheint (77–78), geht es ins spanische Baskenland, wo, „bis hoch in das Gebirge hinaus, kleine Brutstätten des Capitalismus sich eingenistet haben" (82). Briefliches „Plaudern" über Wirtschaft, Politik, Kultur, Landschaft und Alltagsleben: „es ist", erläutert Max seiner Mutter, „die bequemste Zeitausfüllung nach dem Abendessen sich in geschwätziger Breite über das Erlebte zu ergehen, das Einem selbst dabei noch einmal deutlich wird" (84). Einen der fesselndsten soziologisch-anthropologischen Berichte schreibt Weber, am 18. September 1897 beginnend, über lange Seiten hinweg aus Las Arenas, ganz in dem ihm eigenen Stil: die Niederträchigkeit der spanischen Verwaltung – „Der Schuft fängt beim Beamten an" –, die Bauernschaft eine der glänzendsten der Welt, die soziale Verfassung streng demokratisch, die Kirchenzucht streng, das Tanzen auf die untere Schicht begrenzt: „Die ‚Gesellschaft' tanzt nicht und giebt keine Gesellschaften", Zunft-Communismus der Sardinenfischer; Wahlsystem und Steuerfreiheit: „Die geschonte Steuerkraft des Capitals wirkt so als ‚Stimmkaufkraft' bei den Wahlen, der Besitzende zahlt statt der Steuern Wahlbestechungsgelder." Weber beobachtet die von keiner polizeilichen Vorschrift gehemmte Kühnheit der Techniker, die unerhörte Entfaltung des modernsten Capitalismus im Erzabbau und der Eisenverhüttung, das hohe Maß der „Ausbeu-

tungsfähigkeit“ der Arbeiter, die Bildung von Kartellen als Ergebnis staatlichen Monopols: „So knechtet der Übermuth des Kapitals in aller Form Rechtens den hülflosen Staat“ (86–92).

Die Einladung zu einem wissenschaftlichen Kongress in St. Louis, anlässlich der Weltausstellung 1904, nutzt das Ehepaar Weber (wie auch Ernst Troeltsch, Werner Sombart und andere Gelehrte) dazu, teils zusammen, teils getrennt, zweieinhalb Monate lang die Vereinigten Staaten zu durchreisen. Weber legt Tausende von Kilometern mit der Eisenbahn zurück; 180 Stunden Fahrt auf Schienen zählt er zusammen. Wohl ohne es zu wissen, gleicht seine Reiseroute in Vielem derjenigen von Alexis de Tocqueville im Jahr 1831. Er taucht in eine neue Welt ein, ärgert sich über die deutschen Mitreisenden, die nach anderthalb Tagen New York über Amerika stöhnen, ist fasziniert von Chicago: „Die ganze gewaltige Stadt – ausgedehnter als London! – gleicht außer in den Villenvierteln – einem Menschen, dem die Haut abgezogen ist und dessen Eingeweide man arbeiten sieht“ (108). Hier, in Webers Beschreibungen von Chicago, Oklahoma City, Muskogee und anderen Städten, finden sich Ansätze zu einer „Stadtsoziologie“, die meist an der falschen Stelle – in seinem Essay „Die Stadt“ – gesucht wird.

Alles interessiert ihn, die Probleme der Einwanderer, der Indianer und der Schwarzen; Rassismus, Gottesdienste, Sekten und Kirchen, Universitäten, der *way of life* der unterschiedlichen Klassen und Gruppen, mit denen er in Berührung kommt. Den „Congreßschwindel“ (106) in St. Louis nimmt er ernst, ein Vortrag über Agrarstrukturen, auch wenn er vor der Reise gelästert hatte: „Überdies habe ich dort nur 1 *Stunde* zu thun: 40 Min. Vortrag, 20 Min. für die Abhebung des Checks, dann stinken wir nach dem Felsengebirge zu ab.“[1] Aber auf den offiziellen Empfang der Kongressteilnehmer durch Präsident Theodore Roosevelt in Washington verzichtet er, um ein *Indian Territory* in Oklahoma besuchen zu können. Im Mittelpunkt seines Interesses: was geschieht mit dem Land der Indianer?

In Europa reist Weber mit dem *Baedeker*. Auf Amerika hatte er sich durch Lektüre von „Reiseschriftstellern“ und Hugo Münsterbergs zweibändige Darstellung *Die Amerikaner* (1904) vorbereitet,

aber er fand, „sehr vieles ist *sehr* anders hier", als er es dort gelesen habe.[2] Seine Art zu reisen hatte Marianne schon in Schottland auf den Punkt gebracht: „Er kann dann gar nicht genug Welt in sich schlingen. An keinem Ort hält es ihn länger als höchstens 3 Tage."[3] Informant, im Sinne der Anthropologen, war jeder, mit dem Weber zusammentraf, zufällig – ein australischer Quäker in der schottischen Eisenbahn, ein Ingenieur von Siemens & Halske in Bilbao – oder gezielt, wie im Indian Territory mit Vertretern „fast aller beteiligten Interessenten und Ämter" (117). In Amerika kamen, ein besonderer Vorteil, eine Reihe näherer oder fernerer Verwandter hinzu, die dorthin ausgewandert waren.

Schon die Briefe von Erholungsaufenthalten in Belgien und Holland, 1903, zeigen, wie Weber das Gespräch sucht, wie er sich wohl fühlt in Gesellschaft von Gewerkschaftlern, für die ein Professor nicht mehr ist als ein Mann, dessen Eltern das Geld hatten, ihn etwas lernen zu lassen, und die an Intelligenz nicht hinter seinen Kollegen zurückstehen.[4] Noch im Weltkrieg wird er es sich zum Grundsatz machen, „stets dritte Klasse zu fahren", weil er auf diese Weise mit Hunderten von Leuten zusammenkomme und ohne sie besonders auszufragen außerordentlich viel erfahre.[5]

Aber man fährt natürlich auch 1. Klasse in der Eisenbahn und muss ertragen, so in Frankreich, dass die zierlichsten, aus den besten Kreisen stammenden jungen Damen plötzlich ihren Schleier heben und aus dem Fenster „qualstern". Das „unterschiedslose Spucken, welches Civil, Militär, Geistlichkeit und Weiblichkeit betreibt" (66), erregt das Ehepaar Weber in Amerika ebenso wie in Europa. Überhaupt spielen Ästhetisches und Standesgemäßes eine große Rolle. Max legt Wert auf elegante Weiblichkeit. Abscheulich findet er in Holland die „Sonntagstracht der Frauen des ‚Volkes'" – es folgt eine Beschreibung, die hier nicht vorweggenommen sei, und dann das Fazit: „ein Anblick für Puritaner" (154). Zum Glück tauchen dann, wenn das Wetter gut ist, einige hochelegante Strandtoiletten auf, Rohseide mit Spitzen, fast stets Engländerinnen.[6] Nicht nur Marianne gegenüber gibt Max sich als Frauenkenner und -verächter. An seine Mutter schreibt er aus San Sebastian über die Toilettenkünste der Spanierinnen, die nicht so schauderhaft wie oft in

Frankreich seien. Wenn sich die Gesichter der Spanierinnen „auch über die absolute wirkliche Nichtigkeit der Französinnen etwas erheben, so sind sie im Ganzen doch schwatzende Seiden- und Blumenständer." Von den widerlich koketten Weibern, die die noch erträglichen alten Rüben umgeben, werde ihm ganz übel.[7]

Die äußere Erscheinung bestimmt oft das Urteil über Menschentypen, denen Max und Marianne vorher nie begegnet waren. Das „schöne (rothe) Haar" sei das einzig Schöne an den Iren, einer schauderhaften Rasse, schreibt Weber, (die Polen seien ihm unendlich lieber), und er „habe noch *nie* ein so schauderhaftes, rohes, ungebildetes, widerlich ‚pfäffisch' anmutendes Gesindel gesehen als den irischen niederen Clerus" (51, 55). Verantwortlich für die Heranzüchtung einer derartigen Bevölkerung seien die scheußlichen Sittenzustände in den Clanhäusern und die Jahrhunderte lange Unterdrückung. Das in den Augen der Reisenden unerwartet Fremdartige, Unästhetische, Hässliche provoziert widersprüchliche Reaktionen, die man vorschnell – und zu einfach – als rassistisch zu bezeichnen versucht sein könnte. So wenn Marianne Weber in Amerika einerseits die Diskriminierung der Schwarzen kritisiert, die anmutigen und edlen Züge einer schwarzen Lehrerin lobt und sie als „zu uns gehörig" bezeichnet,[8] die Starrheit des Rassengefühls beklagt, im gleichen Atemzug aber schreibt, dass „Neger-‚Damen' in moderner Toilette mit großen Federhüten" jedesmal an „eine aus der Menagerie entlaufene angeputzte Äffin" denken lassen.[9] Ähnlich Widersprüchliches findet man auch bei Max Weber. Auf seiner Reise hat er nur einen einzigen Amerikaner als Autor für das *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* akquiriert: W. E. B. Du Bois, den afroamerikanischen Bürgerrechtler. Noch aus New York, zwei Tage vor Rückreise nach Europa, wird er ihm schreiben: „the ‚colour-line' problem will be the paramount problem of the time to come, here and everywhere in the world."[10] Er sieht die „schwarzen Wolken" (144) am Himmel Amerikas aufziehen und betont, dass die sog. „Rassenfrage" („race-problem") auf wissenschaftlich völlig unzureichenden Grundlagen diskutiert werde, dass man sie mit der „Klassenfrage" („class-problem") verbinden müsse, also nach dem Einfluss „of social-economic conditions upon the relations of races

to each-other“ fragen müsse.[11] Das hindert ihn aber nicht, selbst ab und zu die Sprache des Kulturhochmuts zu reden: „Fürchterlich ist der Contrast einerseits der Halbaffen, die man in den Plantagen und Negerhütten des Cotton Belt’s sieht, aber ebenso der geistige Zustand der Weißen des Südens, sobald man durch die menschlich anziehende Oberfläche hindurchsieht“ (124). Bei den Indianern aber findet er: „‚Civilisation‘ ist hier *mehr* als in Chicago“ (118) und bedauert, dass Alles, was der kapitalistischen Kultur im Wege stehe, mit geradezu rasender Hast zerstört werde.

Hygiene und Essen sind Themen, mit denen man besonders leicht schockieren und amüsieren kann. Mit ihren oft schauderhaften intimen Gemächern stehen, so liest man, Frankreich und Spanien so weit unter Holland, Friesland und England[12] wie England mit seinem „uncultivierten Fraß“ (38) unter der künstlerischen Form der Ernährung in Frankreich: etwas „Civilisierteres als diesen Vorgang“ (65) könne es kaum geben. Dazu dann als Kontrast die Schilderung eines barbarischen „Fressens, wie im Teutoburger Walde“ (34), das Otto Gierke und Max Weber zur Bestürzung schottischer Kellner ins Werk setzen. Webers Briefe, wie die seiner Frau, strotzen von Zahlen, besonders die Briefe aus Amerika: Löhne, Einkommen, Preise von allem, was sie sehen oder tun, verglichen mit deutschen Preisen. Gleichwohl sind sie pikiert, wenn ein Führer auf einem amerikanischen Friedhof ihnen stolz die Preise der Grabsteine nennt.

Amerika war die letzte große Entdeckungsreise. Einen anderen Max Weber lernt man kennen aus Briefen von Erholungsreisen in den Süden. Nicht die Antiken-Sehnsucht, wie bei Sigmund Freud,[13] zieht Weber dorthin. Wenn es nicht Kulturreisen der Mutter zuliebe sind, wie nach Florenz oder Sizilien, dann ist es oft eine regelrechte Flucht nach der Fron der Arbeit, während der er sich monatelang nur mit Schlafmitteln über Wasser gehalten hatte. An Robert Michels schreibt er am 4. Februar 1908,[14] er müsse schleunigst an die Riviera, in die Sonne und es werde reichlich 5–6 Wochen brauchen, bis er menschlich werde. „Man liegt im Sand u. brät tüchtig“[15] und wälzt sich im Mondschein im warmen Sande am Meer herum (195). Das macht Weber noch lange nicht zu einem Strandtouristen

heutigen Typs. Schon 1895 hatte er aus Irland an seinen Vetter Fritz Baumgarten geschrieben: „Ohne Arbeit zu existieren ist uns doch – und das ist doch auch gut – nur kurze Zeit möglich. Ich werde künftig ‚Erholungsreisen' nicht mehr machen, sondern nur so, daß ich meine Arbeiten damit verbinde resp. umgekehrt."[16] Vom Dampfer, auf der Rückfahrt von Amerika, bilanziert er, die Reise sei „in unsrer jetzigen Lage" (d.h. finanziellen Lage) nur unter dem Gesichtspunkt der Erweiterung des wissenschaftlichen Horizonts („*und* dem gesundheitlichen") zu rechtfertigen (148).

In Europa ist es möglich – trotz der stierdämlichen Postonkels in Irland[17] und der spanischen „Postschweinebande" (93) –, ständig mit der Heimat in Verbindung zu bleiben, sowie Reisen und Arbeit zu verbinden: Korrekturbogen erhält Weber 1897 in Spanien, an der Riviera 1908 und auch anderswo. Auch auf den Reisen, auf denen Weber ständig unterwegs ist, bricht der Briefverkehr mit Familie und Verlag nie ab: er weiß immer, wenige Tage im Voraus, wohin er Briefe oder auch Geld postlagernd bestellen kann.

Die im letzten Kapitel abgedruckten Briefe aus Südfrankreich, Italien und von den letzten Reisen 1913 und 1914 vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs nach Ascona („ein richtiges dreckiges Italienernestchen") (200) sind keine anthropologisch-soziologischen Reisedarstellungen wie die der früheren großen Reisen. Sie zeigen uns Weber als kunsthistorisch und landschaftlich interessierten Touristen, als völlig Erschöpften, der sich durch Fasten und Entgiften – von seinem Überkonsum an Schlafmitteln und anderen Medikamenten in seinen hektischen Arbeitsphasen – wieder ins Lot bringen will, als Ruhesuchenden, der des Autoverkehrs wegen von der Riviera nach Le Lavandou flüchtet, und auch als imaginären Gelegenheitsspieler im Casino von Monte Carlo. Weber, der bei früheren Erholungsaufenthalten „zu viel mit den ‚Genossen'" schwatzte,[18] tritt nun als Eigenbrötler auf, der in seiner Erschöpfung froh darüber ist, dass an der gemeinsamen Tafel im Hotel kein Mensch sich um den anderen kümmert, und der resigniert-befriedigt feststellt, dass er „seit 5 Wochen täglich vielleicht nicht mehr als 4–5 Sätze mit Kellner oder Kutscher *geredet*" habe.[19]

Nicht alle Reisen Max Webers sind durch Briefe oder andere Zeugnisse dokumentiert. Kaum etwas wissen wir von einer Parisreise des Ehepaars im Herbst 1911, und von einer frühen Reise an den Comer See und den Lago Maggiore erfahren wir durch einen Brief aus Killarney (49), in dem Max die dem Golfstrom zu verdankende wundervolle üppige Vegetation an der Südspitze Irlands mit der des Gartens der Villa Carlotta vergleicht. Ähnliche Pflanzenpracht, „deren Kosten keine Phantasie sich ausmalen kann" hatte er kurz zuvor schon auf den Hebriden bestaunt: „als Professor fühlte man sich in seiner Tagelöhner-Existenz, und als Sozialpolitiker taxierte man den Besitzer als reif für den Dynamit" (40).

Der heutige Leser kann nur bedauern, dass Weber seine Sizilienreise im Herbst 1906 *gemeinsam* mit Marianne und Helene Weber unternommen hat. Denn ihnen hätte er sonst wohl lange Briefe geschrieben. Mariannes Sizilien-Bilanz lautete: „Nein, die nordischen Menschen, die fast immer *wollen* und sollen, fänden hier keine Heimat."[20] Max war von den unauslöschlichen Bildern und großen Eindrücken „stumm".[21] Dass er Sizilien mit der gleichen Wissbegier erkundete wie früher Schottland oder Spanien, konnten die Mitglieder des Vereins für Sozialpolitik aus seinem Diskussionsbeitrag zu „Verfassung und Verwaltungsorganisation der Städte" auf der Generalversammlung in Magdeburg 1907 erfahren, als er ihnen ungemein plastisch die Stadt Catania als ein klassisches Beispiel der Herrschaft der Sozialdemokraten und des Gemeindemerkantilismus vorführte.[22] Was er auf Sizilien gesehen hatte, fand dann noch, wenige Jahre später, Eingang in den Band „Gemeinschaften" von *Wirtschaft und Gesellschaft*.[23]

Keiner der hier abgedruckten Briefe war für eine weitere Öffentlichkeit bestimmt als die Familie, und von der konnte man sie zurückerbitten, denn die Aufzeichnungen waren oft schon im Hinblick auf spätere Vorträge gemacht.[24] Die Reisebriefe dienten dazu, so Weber 1897, „dem objektiven Durcharbeiten alles Erlebten gewachsen zu werden" (86) und sich von der Vielseitigkeit der Eindrücke Rechenschaft zu geben. Uns vermitteln sie heute ein Bild von Webers Persönlichkeit und von seinem Blick auf die soziale

Wirklichkeit, welches in bemerkenswertem Kontrast zum Weber unserer soziologischen Handbücher steht.

Lektürehinweise

Bruhns, Hinnerk, Max Weber professeur, Max Weber voyageur, in: SocietàMutamentoPolitica. Rivista Italiana di Sociologia, vol. 8, n. 15, 2017, S. 481– 496.

Lepsius, M. Rainer, „Max Weber in Italien" und „Max Webers Reise in die USA", in: ders., Max Weber und seine Kreise. Essays. – Tübingen: Mohr Siebeck 2016, S. 117–126 und S. 127–140.

Offe, Claus, Selbstbetrachtung aus der Ferne. Tocqueville, Weber und Adorno in den Vereinigten Staaten. Adorno-Vorlesungen 2003. – Frankfurt am Main: Suhrkamp 2004.

Oßwald-Bargende, Sybille, Unterwegs – Max Weber in Italien, in: Akademie Aktuell. Zeitschrift der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 01/2004, S. 24–27.

Roth, Guenther, Max Webers deutsch-englische Familiengeschichte 1800–1950 mit Briefen und Dokumenten. – Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 2001.

Scaff, Lawrence A., Max Weber in America. – Princeton, Oxford: Princeton University Press 2011, deutsche Übersetzung Berlin: Duncker & Humblot 2013.

* Die Seitenzahlen in Klammern beziehen sich auf diesen Band.

1 Brief an Alfred Weber vom 16. März 1904, in: MWG II/4, S. 204.

2 Brief an Georg Jellinek vom 24. Sept. 1904 aus St. Louis, in: MWG II/4, S. 302.

3 Weber, Marianne, Max Weber. Ein Lebensbild [1926]. Mit einer Einleitung von Günther Roth. – München: Piper 1989, S. 218.

4 Karte an Marianne Weber vom 28. Aug. 1903 aus Domburg (Niederlande), in: MWG II/4, S. 135.

5 Max Weber, Der Sozialismus (1918), in: MWG I/15, S. 600.

6 Brief an Marianne Weber vom 12. Juni 1903 aus Scheveningen, in: MWG II/4, S. 95.

7 Brief an Helene Weber vom 7. Sept. 1897, in: MWG II/3, S. 420.

8 Brief von Marianne Weber an Helene Weber und Familie vom 12. Okt. 1904, in: MWG II/4, S. 332.

9 Brief von Marianne Weber an Helene Weber und Familie vom 2. Sept. 1904, in: MWG II/4, S. 269.

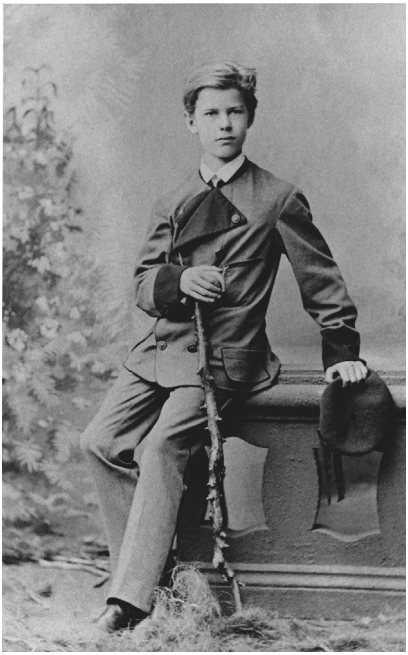
10 Brief an W. E. B. Du Bois vom 17. Nov. 1904, in: MWG II/4, S. 395.

11 Brief an W. E. B. Du Bois, vor dem 8. Nov. 1904, in: MWG II/4, S. 391 f.
12 Brief an Helene Weber vom 7. Sept. 1897, in: MWG II/3, S. 417.
13 Freud, Sigmund, Unser Herz zeigt nach dem Süden. Reisebriefe 1895–1923, hg. von Christfried Tögel. – Berlin: Aufbau-Verlag 2002.
14 Brief an Robert Michels vom 4. Febr. 1908, in: MWG II/5, S. 433.
15 Brief an Helene Weber vom 22. März 1908, in: MWG II/5, S. 474.
16 Brief an Fritz Baumgarten vom 12. Sept. 1895, in: MWG II/3, S. 146.
17 Brief an Fritz Baumgarten vom 10. Sept. 1895, in: MWG II/3, S. 144.
18 Brief an Marianne Weber vom 26. Aug. 1903, in: MWG II/4, S. 131.
19 Brief an Marianne Weber vom 20. März 1908, in: MWG II/5, S. 466, und an Helene Weber vom 8. April 1908, S. 511.
20 Weber, Marianne, Max Weber. Ein Lebensbild (wie Anm. 3), S. 367.
21 Brief an Helene Weber vom 24. Nov. 1906, in: MWG II/5, S. 182.
22 MWG I/8, S. 304–315, bes. S. 311–313.
23 MWG I/22-1, S. 104.
24 Brief von Marianne Weber an Helene Weber und Familie vom 2. Nov. 1904, in: MWG II/4, S. 369.

Reisebriefe

Erste Reisen

1877–1880



Max Weber 1878

In den Sommerferien unternahm Max Weber sen. alljährlich Wander- und Kulturreisen mit seinen Söhnen, 1877 mit den beiden älteren Max und Alfred, ab 1878 auch mit Karl. Max Weber kam als Ältestem die Pflicht der Reiseberichterstattung an die Mutter Helene zu, die sich mit den jüngeren Geschwistern während der Sommermonate oft in Heidelberg aufhielt. Als 16-Jähriger bestritt Max Weber zum ersten Mal eine Reise alleine, die ihn durch Schlesien nach Prag und über Dresden wieder nach Charlottenburg führte.

Helene Weber

Brief vom 20. Juli 1877, Brocken

Im Brockenhause 20/7.77.
zu versch. Zeiten 3–7 Uhr Nachmittags.

Liebe Mama!

Ich sitze am Tische unseres Zimmerchens im Brockenhause und sehe mir die herrliche Aussicht an, notabene die Aussicht auf die Nebelwolken, mit denen monsieur le Blocksberg sich seit heute Vormittag umpolstert hat. Wir haben uns in Wernigerode einen Führer gemiethet, einen Weber von Profession, und sind dann, angethan mit unserem dicken Zeuge, frisch auf der Landstraße den Bergen entgegengestiefelt. Anfangs ging's im Thale und nur allmählich aufwärts, später kamen wir auf einen Fußpfad, der uns in den Fichtenwald u. zwischen Felsengerölle im Thale der Holzemme, eines kl. Flüßchens, aufwärts führte. Wir gelangten in die steinerne Renne, ein schönes, schmales Felsenthal, welches die Holzemme in vielen Kaskaden u. Wasserfällen durchströmt. Es war reizend, so frei von aller Last – denn unser kleines Gepäck trug der Führer – auf dem schmalen Wege immer zwischen Felsblöcken zu marschieren. Im Wirthshause zur Holzemme, das am schönsten Punkt des ganzen Thales liegt, tranken wir uns frische Courage und zogen dann aus dem Thal heraus den Renneckenberg hinan, der in der unmittelbaren Umgebung des Blocksberges liegt. Oben sahen wir den Nebel ziehen und es wurde uns, als wir in denselben hineinkamen und die Feuchtigkeit spürten, anfangs doch eklich kühl. Aber die Feuchtigkeit nahm zu und es fing an zu regnen. Das war uns nun notabene auf der *ganzen Reise* noch nicht passirt. Aber wir dachten, daß der Brocken eben der „lange Herr Philister" sein

und bleiben werde und daß ein bischen Regen zu einer Gebirgspartie gehöre.

Wir zogen jetzt auf sehr steilen Fußpfaden den Berg hinauf. Aber der Regen hörte nicht auf, sondern wurde fortwährend stärker, ja, als wir auf den breiten Fahrweg kamen, war er so stark, daß wir unsere Palletöters anzogen u. daß auch diese zuletzt ganz schwarz vor Nässe wurden. Wir zogen uns jetzt ungefähr ½ St. auf dem Kamm des Renneckenberges gegen den Brocken allmählich aufwärts hin, während der Regen in Strömen darniederfloß und der Nebel immer stärker wurde. Dann kamen wir auf einen schmalen Fußpfad, der steil in die Höhe ging u. uns schnell auf die Kuppe des Brockens führte. Da aber wurde der Platzregen und die Nässe geradezu unerträglich, der Nebel so dicht, daß man mit Mühe seinen eigenen cadaver sah und dazu war es eisig kalt und der Wind blies schneidend durch die Äste der kleinen, krüppelhaften Bäume. Wir waren alle bis durch die Haut *mistnaß*; da endlich tauchte ganz dicht vor uns das Brockenhaus aus dem Nebelmeere auf und wir nahmen „de Beene unnern Arm“ und rannten hinein „ins Vergnügen“. Damit war aber die Historia noch nicht zu Ende. Nämlich, als wir in die Wirthsstube traten, da wurde dem Papa urplötzlich die Ursache des abscheulichen Wetters sonnenklar, denn eine uns allen wohlbekannte Gestalt schoß auf ihn zu, gab ihm einen Kuß auf die Backe und drückte ihm die Hand. Es war jemand, der bisher fast immer schlechtes Wetter mitgebracht hat und den man Tante Marie Baumgarten zu nennen pflegt. Sie war von Harzburg aus heraufgefahren und das schlechte Wetter war ihr natürlich auf dem Fuße gefolgt. Sie sah *sehr* wohl aus. Sie ist in Harzburg zu Besuch bei ihrer Freundin, der Stadträthin Seele u. wollte gleich wieder hinunterfahren. Wir glaubten, wenn sie fort sei, würde sich das Wetter bessern und richtig! – kaum war sie fort, als der Regen aufhörte und auch der Nebel sich etwas verdünnte. Aber nebelig ist es immer noch u. von Aussicht noch keine Rede. Es ist aber auch schauderhaft kalt hier in diesem ganz von Holz gebauten Hause. Wir haben uns natürlich andere Hemden und Unterhosen angezogen. Dann gingen wir in die Wirthsstube und tranken Kaffee. Es war nicht geheizt, aber alles Publikum schrie nach Feuer und als endlich der eine Ofen ge-